



Feierabend



Afrikanische Reise von Arthur Heye.

Selten hatte ich Europas übertünchte Höflichkeit gründlicher hinter mir gelassen. Seit Monaten mästeten sich die Flöhe in den Zelten der Belsa Ali von meinem Blut. Ich lernte Mokka bereiten, rauchte die herrlichen Zigaretten, die man mir aus edelstem persischen Tabak drehte und ritt auf arabischen Pferden. Auf weniger umständlichem Wege als Karl Mays Old Shatterhand erwarb auch ich mir einen Ehrentnamen. Man nannte mich wegen meiner auffallend häufigen Zuhilfenahme des englisch-arabischen Wörterbuches Abu Kitab, Vater des Buches. Ich übte mich in unjünglichem Nichtstun und verkam in Dreck. Dies war in Kürze mein Dasein bei den Belad Ali-Beduinen, die jenseits der Dase Faizoun an den Ufern des Kurunsees hausen. Und dennoch würde ich dies Leben, das in ähnlicher Gründlichkeit nur wenige Europäer kennenlernen, nicht sobald aufgegeben haben. Die Belad Ali sind zwar Räuber und Mörder in den Augen der Gerechtigkeit, und ihre Taten stehen in schroffem Gegensatz zur polizeilichen Moral, sie kennen nichts als das Gebot der Notwendigkeit, das bittere Gesetz der Wüste, und dennoch sind sie „bessere Menschen“. Diese Räuber und Mörder, diese ganz armen Leute, teilten mit mir alles, was sie besaßen, denn sie hatten mich aufgenommen als ihren Gast.

Leider beabsichtigten sie, mehr aus mir zu machen. Da ich notdürftig arabisch buchstabieren konnte und einige Koranfuren auswendig wußte, geriet ich in den Geruch eines Dill, eines Schriftkundigen, und ihr Bedauern darüber, daß mir Ungläubigen Allahs Paradiese ewig verschlossen bleiben sollten, nahm die Form eindringlicher Belehrungsversuche an. Man eingeschläfert westlicher Verstand erwachte und riet zum Wechsel. So beschloß ich denn an einem Mitt nach der Dase Garah teilzunehmen, mich dort unter irgendwelchen Vorwänden von

meinen Gastgebern zu trennen, um die Grenze Tripolitaniens zu erreichen.

Maref, einer der Alten und einige andere Leute waren meine Reizegenossen. Sie hatten im Buistan el Allah, im Garten Allahs, wie die Beduinen die Wüste nennen, irgendeine ihrer geheimnisvollen Angelegenheiten, aus denen man nie recht flug wurde, zu regeln und nahmen mich mit. Schwer war der Abschied, und noch lange hörten wir im Dämmer der sternenhellen Nacht die Segenswünsche der Zurückbleibenden, als wir mit unseren Kamelen in Barken über den See fuhren.

„Ma assalama. Allah jissalikum!“, hallte es leiser und leiser von den öden Gestaden uns nach! Zieht hin in Frieden, Gott schütze euch! . . . Am jenseitigen Ufer umfing uns unermeßliche Einsamkeit und der nächtliche Eisatem der Wüste wehte uns entgegen. Der Garten Allahs lag vor uns ausgebreitet im Schimmer der Gestirne, weltentrückt und erhaben.

Es war nicht mein erster Wüstenvritt, nicht mein erstes wildes Schweifen in grenzenlosen Oeden. Ich habe Meere und Wildnisse durchzogen und selten eine Stätte des Bleibens gekannt. Doch nichts schien mir rätselvoller in ewigem Wandel den Sinn der Ewigkeit deutend, als das zerrissene Antlitz der Wüste, das nun der bläuliche Schimmer des aufgehenden Mondes übergoß. Verwitterte schwarze Felsenklämme starrten aus sanft leuchtenden Sandhügeln. Die Täler zwischen ihnen waren von Schatten erfüllt. Weitans griffen unsere Hedkinnen. Der Sand, den ihre Hufe emporthwarfen, zerfiel leise zischend hinter uns. Hoch und Nar wölbte sich der Himmel. Wir ritten schweigend Stunde um Stunde, bis die Wüste in kaltem Blau erbläute, bis die Sterne erloschen und ein grünlicher Schimmer am Horizont stand. Bis endlich die rote Sonne über dem fernen Ge-

birge Aegyptens sich erhob und den düsteren Vollmond in die dunstigen Tiefen der Sahara drängte.

„Heijah, el asalah! Allah hu affkar! la illah il Allah!“ (Auf zum Gebet! Gott ist groß! Er ist der Einzige!) Die Kamele sanken in die Knie, wir stiegen ab, wuschen uns mit Sand, breiteten die winzigen Fleckchen unserer Teppiche aus und verrichteten in der unermeßlichen Einöde unser Morgengebet. Ich mit den anderen. Gott ist groß . . .

Dann teilte mir Maref sonderbar umständlich mit, daß er mit seinen Genossen hier in der Nähe zu tun habe. Ich möge so freundlich sein, inzwischen auf die Kamele zu achten. Gut. Aber das Schicksal wollte es, daß zwei der Tiere sich entfernten, während ich moffkbraunend im Sand hockte, und als ich mit meinem Glase von der Höhe zu den Flüchtlingen spähte, lästerte Allah ein Zipfelchen des augenblicklichen Geschäftsgeheimnisses meiner Belad Ali. Sie hantierten emsig an einem Felsloch weiter unten im Wabi und zerrten einen länglichen weißen Paden heraus. Einer der Männer lud ihn mühsam auf die Schultern und was da rechts und links im hellen Sonnenlicht aus dem Faset herausbaumelte, waren die braunen Füße und der wackelnde, verschrumpte Schadel einer Leiche. Schnellig trat ich meinen Rückzug an und verharrete in Unwissenheit, als meine beduinischen Brüder nach einigen Stunden mit den beiden Kamelen zurückkehrten, denn ihre Augen funkelten erregt und drohend aus den weißen Gesichtstüchern heraus.

Ich war ein schlechter Wächter und hatte geschlafen. Aber ich dachte der Wandelbarkeit aller Freundschaft und war der christlichen Vorsehung dankbar, die mich mit einer schußfertigen Mauerpistole versehen hatte, während diese Anhänger des Propheten nur altertüm-

liche Schießeisen ihr eigen nannten. Immerhin . . . Nun, es ging weiter.

Die Rieswüste, die wir nun durchritten, war brennendheiß und totenstill. Die Luft zitterte über fernen Sand- und Felsentuppen, der Boden schien zu schwanken, zu wallen, er schien sich auflösen zu wollen in immer steigender Blut, gierig sog die Hitze an unserem Körper, sie dörrte Augen und Zunge aus, sie lähmte die Gehirntätigkeit. Gleichmäßig und unermüdet eilten die Bedjinen durch dieses Land des Durstes. Auf meine Frage, wo unser nächster Rastort sei, erwiderte Maxel eintönig: „Im Wadi Tawarije. Bald sind wir dort.“



Bald, bald . . . Täuschung um Täuschung. Riesengroße Felsen reckten sich am Rand der Ebene, sie wurden kleiner als wir näherkamen und waren schließlich nichts als faustgroße Kiesel. Bald, bald . . . Einjam und tot lag die Serir, wie am ersten Tage der Welt, und mir Karren des Wüstenlandes brannte das Herz vor Dual und Ermattung. Mittag wurde, ehe wir die überhängenden Felsen des Rinnfals erreichten. Gierig tranken wir das warme Wasser, spärlicher Pfützen, gaben den Kamelen Datteln und Durrahirse und bereiteten uns selbst unser Mittagmahl aus Gerstenbrei. Dann tranken wir Tee, streckten uns im wohligen Schatten und rauchten unsere Zigaretten. Meine schweigsamen Begleiter schliefen bald, mir aber wollte trotz aller Müdigkeit der Schlaf nicht kommen, ihr verschlossenes Gebaren beunruhigte mich. Ich wußte, daß die Welad Ali irgendeine Blutrachegeheißte, an die sich Nord um Nord knüpfte, auf dem laufenden hielten. Nun, ihre privaten Angelegenheiten gingen mich nichts an. Wenn nun aber diese Reise nichts weiter bedeutete, als eine Art Patrouillenrittes, so konnte ich leicht auslöschbarer Europäer wider Willen in blutige Verwicklungen hineingeraten. Das stimmte mich nachdenklich, denn ich war nicht nach Allahs Garten gekommen, um mich an den irdischen Familienscheden seiner räuberischen Söhne zu beteiligen. Diehanisch betrachtete ich die beruhigende, solide Form meiner Pistole. Auch Munition besaß ich noch zur Genüge. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Steif und müde wankte ich ein Stückchen in das Tal hinein, setzte mich auf einen Felsblock und lauschte in Gedanken verloren, dem Liebes des stiebenden Wüstenlandes. War ich nicht ein Fremdling in diesem quaterfüllten Lande, das unter dem Fluche seines Gottes zu leiden schien? Seltsam verzerrt schienen mir die Gesichter dieser Felsen, und die Sandbäche, die zwischen ihnen herabrieselten, gleichen Tränenströmen. Mysterisches Grauen jagte mich vor Allahs Garten . . .

Gleich nach dem Aft, dem Nachmittagsgebet, ritten wir weiter. Die Wüste brannte in goldfarbenem Flammengewoge, ihre Feuer

unloderten uns. Vor den Köpfen unserer Kamele erhoben sich die fernen Felsenmassen des Charab el Kelb. Ihre zerrissenen Ränder leuchteten wie blaues Glas. Spärlich gestäte Kiesel lagen auf der endlosen Ebene, über die unsere Tiere gleichmäßig dahineilten.

Unsere violettfarbenen, scharf umrandeten Schatten hasteten neben uns her. Matt klang der Hufschlag der Bedjinen. Kein Laut sonst, keine Spur eines Wesens, keine summende Fliege, nichts. Sand, nur Sand und über uns die starrende Leere des tiefer und tiefer werdenden Himmels. Das Schweigen der Wüste ist ein böser Zauber, der wirre Bilder von ewig wechselnder Form aus dem Nichts entstehen läßt, der das Blut schäumen und rasen macht. . . Wir ritten dahin, bis die Farbenfülle des Abends herniederrauschte, bis das letzte blaugrüne Leuchten im Westen erloschen war. Dann machten wir Rast und bereiteten uns unseren Mokka an einem Feuerchen von Kamelmist. Eine Stunde Schlaf nur . . .

Wieder kreisten Sternbilder über unseren Häuptern, wieder schwebte die bleiche Kugel des Mondes empor und rollte feierlich durch die Lede. Die harten Schatten von Tier und Reiter krochen langsam unter die Bänke der Kamele und wuchsen auf der anderen Seite mit gespenstiger Vorsicht wieder hervor. Eifsiglali wehte der Wind. Die ausgreifenden Schritte der Bedjinen wurden lautlos. Wir waren in die Gebiete des reinen Flußlandes geraten, der sich eisengrau schimmernd in gleichmäßigen und endlosen Wogen emportürmte. Die Führer reckten sich aufmerksam; denn wir befanden uns nun in dem verwirrenden Sandgewebe der Raml, dem Irrgarten des Todes. Tageslang durchzogen wir die Wellen dieses Sand-

meeres. Wir schienen es Ewigkeiten. Wir ahnen jauchzende Nahrung und tranken sauliges Wasser. Unsere wundervollen Kamele versagten nach und nach, ihr zornig klagendes Gebrüll hallte schauerlich durch die Stille, wenn wir sie mit heiferem „haa—haa!“ halb bewußtlos antrieben.

Am letzten Tage dieses schrecklichen Rittes konnte ich keinen Bissen Nahrung mehr zu mir nehmen und von unserem stinkenden Wasser nur unter Qualen trinken. In meinen Eingeweiden wühlte brennender Schmerz. Ich hing nur noch im Sattel und blieb weit hinter den anderen zurück. Furcht und Hoffnung erstarben. Was gingen mich diese Beduinen mit ihren lächerlichen Worten an! Ich lachte, griff in die glutheiße Luft und stieß krächzende Schreie aus. Die Dünen wankten und glitten. In den spärlicher werdenden Augenblicken des Bewußtseins lagen sie dann wieder vor mir wie immer, Welle um Welle in der furchtbaren Sonne flimmernd.

Dennoch verspürte ich jenes lebensverheißende Vibrieren im Körper meines Tieres, fühlte seinen taumelnden Gang sicherer werden und lauschte dem härter klingenden Schlag seiner Hufe. Mit großer Anstrengung hob ich den Kopf. . . Geröll in rölllichem Sande . . . braune Kiesel . . . eine Ebene dehnte sich vor mir, gegen den Horizont hin abbrechend. Dort mußte tieferes Land liegen. Ich sah die Gestalten der Welad Ali als winzige Figuren vom Abendhimmel sich abheben, sie hielten, sie stiegen von ihren Tieren. Meine Bedjine eilte in länger ausholenden Schritten dahin, un' bald konnte ich auf ein Land herabschauen, das sich dicht unter uns als ein blaugrüner Streifen hinzog. Dase Garah!

Wir Frauen von heute.

Von Miki Jahoda.

Wir Frauen von heute sind lebensfroh und lassen die Alten sich grämen. Wir zeigen den andern: es geht auch so! Man braucht sich nicht mehr zu schämen.

Wir Frauen von heute sind arbeitsgewohnt und nehmen, wie's kommt, das Leben. Was nützt es schließlich, wenn man sich schont? Dann lebt man nicht ganz, nur daneben.

Wir Frauen von heute gehen doch auf die Straße, auch wenn es regnet. Nur leider sind wir allzuoft noch Männern von gestern begegnet.

Zahnpflege im Mittelalter.

Folterqualen durch Kurpfuscher.

Zum Zahnarzt gehen, ist den meisten von uns gleichbedeutend mit einem Gang durch das Fegefeuer. Dabei ist der moderne Zahnarzt ja geradezu ein Wohltäter gegenüber den Badern und Kurpfuschern, die früher auf die Leute losgelassen wurden, wenn sie Zahnschmerzen hatten. Schon unsere Altvordern hatten eine heilige Scheu vor Zahnschmerzen, und sie versuchten bereits das Kind davor zu bewahren, indem sie ihm eine Kette von Wolfszähnen um den Hals hängten. Dadurch sollten die Zähne gesund und schön werden. Im übrigen waren im Mittelalter die Auren, die gegen Zahnschmerzen in Anwendung kamen, durch den Glauben bedingt, daß die Schmerzen durch einen Dämon hervorgerufen seien, der nun ausgetrieben werden müsse; infolgedessen wurden häufig die Augen Frauen aufgerufen, die mit allerlei Beschwörungsformeln und auf son-

stige Weise dem bösen Feind entgegenritten. Sie bestrichen auch wohl das Zahnfleisch, um den zürnenden Dämon zu besänftigen, mit heiligen Kräutern, mit Wasser aus einer heiligen Quelle oder ritzen das Zahnfleisch mit einem Hölzchen von einem heiligen Baum. Hier war besonders wirksam der Wacholderbusch.

Daß Zähne gezogen wurden, kam schon bei den Kulturvölkern des Altertums vor; dagegen ist die Plombierung der Zähne wohl unbedingt eine neue Errungenschaft. Niemals sind in alten Schädeln plombierte Zähne gefunden worden, dagegen waren künstliche Zähne nicht unbekannt.

An Heilmitteln gegen Zahnschmerzen kannte man Pfeffer, Salz, Ingwer, Kressensamen und anderes. Die meisten Mittel mußten gekocht oder mit verschiedenen Flüssigkeiten wie Wasser, Eßig, saurem Wein oder Öl gemischt und dann auf die Zähne getan werden. Auch gab man den an Zahnschmerzen Leidenden harte Gegenstände zum Darauftauen, wie etwa ein Stück Holz oder einen Ast. Vielfach wurde auch in dem Zahn gestochert oder gebohrt, bis er blutete, doch mußte das dazu benützte Instrument auf besondere Weise vorbereitet werden. Weißt verwendet die Frauen, denen die Behandlung des Zahnes anvertraut wurde, einen Nagel und schlugen diesen, nachdem er seine Dienste bei dem Kranken getan hatte, in die Wand eines Kellers, in dem niemals weder Sonne noch Mond schien. Sie ließen auch wohl von einem Totengräber einen Nagel von einem ausgegrabenen Sarge geben, berührten damit den kranken Zahn, bis er blutete, und vergaben den Nagel in der Erde.

Ein anderes Mittel war, den kranken Zahn mit einem Zahn aus einem Totenschädel zu reiben. Am besten wirkte der Zahn eines Ermordeten: mit ihm brauchte man nur über

die Bade des Kranken zu streichen, um Heilung zu erzielen.

Ein sehr beliebtes Mittel gegen den Zahnschmerz war die bekannte Abracadabra-Formel. Diese Formel wurde auf einen Zettel geschrieben und das Zettelchen am Abend zwischen die Zähne gelegt. Am nächsten Morgen wurde die Formel dann verbrannt. Die Worte dieser Formel werden auf verschiedene Weise erklärt; sie sollen aus dem Hebräischen stammen und soviel bedeuten wie: Vater, Segen, Wort. Nach manchen Auslegungen heißt die Formel: Vorbei ist das Fieber.

Zahnbürsten gab es in jenen Zeiten ja noch nicht, wohl aber gab es Leute, die den noch morgens ihre Zähne putzten, und zwar mit den Fingern; auch benutzten sie dazu allerlei Pulver, wie Strohspulver, Korallenpulver und ähnliches. Zur Reinigung des Mundes nahm man Mann mit Honig oder Minze mit Wein.

Die Ärzte des Mittelalters standen auf dem Standpunkt, daß Zahnschmerzen entweder von „überflüssig heißem Blut“ oder von „kaltem Blut“ herrührten. Im ersten Falle war die Bade sehr geschwollen, und man mußte den Kranken dann zur Ader lassen. Bei einer starken Anschwellung mußte man aber ein Loch stechen und dann die Wunde mit Weinessig oder Mann oder Salz auswaschen.

Die für das Ausziehen der Zähne benutzten Instrumente waren eine Art Folter und erst die erste Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts brachte einen Fortschritt zum Besseren. Leo Perkoner.

Die entzauberte Märchenstadt.

Buchara, die Stadt der Türme, war einst neben Mekka die heiligste Stadt des Orients. Von den schlanken Minarets seiner zahlreichen prächtigen Moscheen riefen die Muezzin die Scharen der Gläubigen zum Gebet, seine Händler lockten mit reichen, bunten Auslagen die Menge der Käufer, sein Bazar war der schönste und berühmteste des Ostens, die Paläste der mächtigen Fürsten und Handelsherren bargen unermessliche Schätze. Inmitten seines märchenhaften Reichtums und zahlreichen Harems lebte der große Emir Said Alim Bahadur Khan, ohne sich viel um den fernere regierenden russischen Zaren und seine Oberhoheit zu kümmern. Kaum ein Hauch westlicher Zivilisation trübte den mittelalterlichen Glanz der Perle des Orients.

Da kam die russische Revolution und erschütterte das Reich des Emirs in seinen Grundfesten; der Firix mußte fliehen, seine Länder wurden in die selbständige Mäteropublik Usbekistan umgewandelt. Vieles hat sich seitdem geändert. Zwar bietet sich immer noch dem Fremden das farbenprächtige und reizvolle Bild einer orientalischen Stadt, wenn er durch das vielfältige Treiben teppichüberdachter, brückerüberwölbter engen Straßen schreitet, wo ein malerisches Durcheinander von eingeborenen Männern und Frauen, Pferden, Kamelen, Lastträgern, Wasserträgern und Fahrzeugen aller Art herrscht, wo in zahllosen eigentümlichen, höhlenartigen Läden Händler und Handwerker sich inmitten ihrer Waren räkeln. Aber das ist nur die Oberfläche.

Das auffälligste Merkmal der Umwandlung sind die vielen unverschleierten Frauen. Dies ist etwas Unerhörtes für den gläubigen Muselman, um so mehr, als die Frauen mit dieser Freiheit des Antlitzes auch viele andere Freiheiten bekommen haben und, einst Sklaven der Männer, ihnen jetzt dem Gesetze nach gleichstehen. Oft kommt es vor, daß solche fortschritt-

lichen Frauen von ihren Gatten, Brüdern oder Verwandten zur Strafe für die Verachtung alter Sitten getötet werden! Der Handel hat sehr gelitten, die reichen Kaufleute haben ihre Schätze vor dem Ansturm der Revolution nach Persien und Afghanistan gerettet, die Zahl der übriggebliebenen kleineren Händler schmilzt mit jedem Tag mehr und mehr zusammen, eine Folge des Kampfes gegen die Rep. (Privat-) Wirtschaft. Der ehemals so großartige Bazar ist verödet und lebt von den kläglichen Resten

einstigen Ueberflusses. Der Westen dringt vor! Im Jahre 1924 lebte nicht mehr als ein Dutzend russischer Familien in der Stadt, heute sind es schon über 100! 1928 wurde die erste Fabrik nach europäischem Muster gegründet. Jetzt baut man eine große Seidenpinnerei, die 2000 Arbeiter beschäftigen wird. Die stolze Moschee Bucharas, gegenüber dem ehemaligen Palast des Emirs, ist in eine Arbeiterschule verwandelt worden; auf dem Dache weht lustig die Sowjetflagge.

Wie ein Großfilm entsteht.

Sie sehen nur den fertigen Film. Das einzige, das Sie nachher von ihm wissen, ist, ob er gut oder schlecht war, und um das zu beurteilen, ist es vielleicht einmal nötig, von den Mühen, Sorgen und Plagen, einfacher gesagt, von der Arbeit, zu sprechen, die der oder jener Film verursacht hat. Denn jeder, der in die Geheimnisse der Filmfabrikation eindringt, wird selbst einem nicht ruhelos gelungenen Werk die Achtung nicht versagen, die jeder liebevollen und fleißigen Arbeit gebührt.

Die Tatsache, daß die jüngste und erfolgreichste Kunst unserer Zeit auch zur stärksten Industrie gehört, zeigt schon schlagend die Schwierigkeiten, mit denen die ausführenden Künstler zu rechnen haben.

Wir wollen vom Großfilm sprechen. Die phantastischen Ziffern, die als Herstellungskosten für solche Werke angegeben werden, gehören keineswegs ins Reich der Fabel. Und wenn Sie jetzt noch hinzunehmen, daß die Welt als Publikum eines Films zu gelten hat, werden Sie die erste Schwierigkeit ohne weiteres erkennen und einschätzen können, den Stoff auf sein Allgemeininteresse und seine Allgemeingültigkeit hin zu prüfen.

Ein Theaterbesitzer, der ein Schauspiel für seine Bühne erwirbt, hat nur mit der Mentalität seiner Besucher zu rechnen. Hat er kein Stammpublikum, so ist es im schlimmsten Falle eine Stadt, für die er zu entscheiden hat, ob der Stoff von Interesse sein würde. Ganz anders der Leiter eines Filmkonzerns. Für ihn ist die Frage wichtig, ob in Europa, Amerika, Asien, Afrika, ob in Australien der Film interessieren wird, ob er sein Publikum hat, ob seine menschlichen Beweggründe und ob seine Handlung selbst bei völlig anderen Voraussetzungen der Lebensgewohnheiten noch Gültigkeit und Wirkungskraft besitzen.

Das nächste Kopfschmerzen fordert die Belegungsfrage: welche Schauspieler passen am besten für die tragenden Rollen, welcher Regisseur ist gerade für diesen Stoff geeignet? Beim Theater existieren diese Sorgen auch. Aber da die große Auswahl ja immer die Qual vergrößert, sind sie beim Film ungleich schwieriger zu lösen. Welches Theater hat, schon viel mehr als hoch gerechnet, zwei Heldendarsteller, Liebhaber, jugendliche Naive, und wie die heute Gott sei Dank schon etwas aus der Mode gekommenen Fachbezeichnungen alle heißen. Dem Film stehen hunderte und tausende zur Verfügung. Nuancen müssen entscheiden, und es ist keine Seltenheit, daß der Regisseur hunderte von Hauptdarstellern vor der endgültigen Rollenübertragung ausprobiert.

Als Beispiel mag dienen, daß ein führender Regisseur erklärt hat, sein Rekord sei die Auswahl zwischen 165 Darstellern gewesen, die er auf das gewissenhafteste für die beste Eignung der Hauptrolle des Films in Konkurrenz gezogen hat.

Rechnen wir schon an, diese Anfangsorgen seien alle aus der Welt geschafft, dann ist noch nicht ein Meter Film vorhanden, sondern nur

das Manuskript und die Hauptdarsteller. Die nächste Sorge ist die Wahl des Operateurs, der die Kamera zu bedienen hat. Wie jede Vollkommenheit in technischer Hinsicht zur Spezialisierung führen muß, ist man hier fast völlig davon abgetrennt, nur einem Operateur die Arbeit eines Films anzuvertrauen. Es gibt Spezialisten für Großaufnahmen von Frauentypen und für Großaufnahmen von Männern. Es gibt Operateure, die nur für Außenaufnahmen und andere, die nur für Innenaufnahmen verwendet werden. Tier-, Jagd- und Massen Szenen werden anders und von anderen fotografiert, ganz abgesehen davon, daß man heute, um möglichst viel verschiedene Bildereinstellungen zu bekommen, die Szene zur gleichen Zeit dreimal und bei wichtigen Massenaufnahmen sogar dreißig- bis vierzigmal aufnehmen läßt. Es wird also niemand wundern, daß bei Großfilmen eine Mitwirkung von über 100 Operateuren, wenn auch nicht die Regel, so doch keine Seltenheit ist.

Noch ist kein Meter-Film, im Gegenteil haben die vorbereitenden Schwierigkeiten noch lange kein Ende gefunden. Die Auswahl der Komparisen und Statisten wird zwar von den Hilfsregisseuren vorgenommen, ist aber letzten Endes auch eine Sorge des Regisseurs, der mit ihnen arbeiten muß. Sie wissen selbst: jeder will zum Film, und jeder ist gern bereit, um überhaupt erst einmal hereinzukommen, Statist zu spielen. Der Film ist auf Nachwuchs angewiesen. Also muß jede einzelne Bewerbung genau geprüft und begutachtet werden, damit man nicht einen Star von morgen (wie es bei Harald Lloyd tatsächlich passiert ist) für gänzlich filmungeeignet erklärt.

Aber wir wollen ganz großzügig sein und alle diese Sorgen erledigt sein lassen. Dann taucht in der Weiterentwicklung des vorhandenen Manuskripts zum Film schon wieder eine neue Schwierigkeit auf. Beim Theater ist es selbstverständlich, daß sich die Handlung in ihrer natürlichen Reihenfolge abspielt. Erst hat der Schauspieler geboren zu werden und dann zu sterben, wenn das Stück sein ganzes Leben zeigt. Beim Film kann es ihm passieren, daß er nach seinem Tode noch die Hälfte seines Lebens zu spielen hat, denn es ist eine eiserne finanzielle Notwendigkeit, die Reihenfolge, in der die Szenen aufgenommen werden, nicht nach dem Gang der Handlung, sondern nach der Dekoration zu richten. Selbstverständlich stellt der Film an die Intenität des Gefühlslebens der Schauspieler mit dieser Tatsache ganz andere Anforderungen als die Bühne.

Doch hier liegt auch noch keine der Hauptschwierigkeiten. Es genügt nicht, wenn der Regisseur Künstler ist. Um mit Massen, wie es heute bei jedem Film gang und gäbe ist, wirklich arbeiten zu können, ist Organisationsgenie unerlässlich. 15.000 Menschen auf die Minute in der gewünschten Kleidung zur Aufnahme bereit zu haben, ist ebenso schwierig, wie dafür Sorge zu tragen, daß die anderen dekorationsmäßigen Vorbereitungen zu dem bestimmten

Zeitpunkt nicht nur fertig, sondern auch richtig ausgeleuchtet sind, damit durch eine eventuelle Verzögerung der Produktionsfirma nicht Ueberstundenauslastungen entstehen, die bei solch einem Massenaufgebot natürlich gleich in die Tausende gehen würden.

Darüber hinaus gibt es aber nichts Schwereres, als mit einer so großen Zahl von Statisten ein natürlich wirkendes Bild zu erzielen! So unlogisch es klingen mag: die freie Bewegung ist in diesem Falle nur durch straffe Disziplin zu erreichen. Jeder einzelne muß genau vorgezeichnet bekommen, wie er sich zu benehmen hat. Einer kann die Arbeit von Stunden und Tagen vernichten. Das Megaphon reicht nicht aus, um den Regisseur vernünftig zu machen, und so ist es heute üblich, daß für Massenszenen durch Radio Befehle erteilt werden.

Am meisten Sorge aber macht der Hauptdarsteller eines jeden Filmes, die Natur. Keine Organisation hilft, um sie den Wünschen des Manuskripts gefügig zu machen. Es klingt ungläublich, aber der Sonnenuntergang eines Großfilms kostet nicht weniger als 10.000 Dollar, da ein Heer von Statisten, Operateuren und Verpflegungspersonal tagelang bergleich auf einen filmisch geeigneten Zeitpunkt für diese Szene warten müssen.

Wenn Sie jetzt noch all die tausend kleinen Sorgen hinzunehmen, die sich einstellen und die unvermeidlich sind, werden Sie sich selbst ausrechnen können, daß eine Summe von 4 Millionen Mark, die für außergewöhnlich große Filme genannt wird, nicht übertrieben sein muß.

Aber wenn Sie bedenken, daß ein Film, wenn er Erfolg hat, von über 100.000.000 Menschen gesehen wird, werden Sie verstehen, daß die Künstler und darüber hinaus jeder Arbeiter stolz sind, an einem Werk mitzuarbeiten, dessen Wert alle Mühe und Arbeit nach dem Gelingen bei weitem wieder wettmacht. F. Felbe.

Neue Stillblüten aus dem Polizeibericht.

II.

Wir versuchen, den Criminologen ins Leben zurückzurufen, indem wir seine Taten durchleuchten.

*

Der Beschuldigte zerstückte einen irdischen Topf auf dem Kopfe des Landjägers, der voll Bier war.

*

Ich bitte Strafantrag gegen ihn zu stellen, da ich in der rechtmäßigen Ausübung meines Amtes gehandelt habe und mich dadurch lächerlich zu machen suchte.

*

Die Leiche war zerstückelt, und die einzelnen Teile wurden in einen Sack gesteckt. Selbstmord dürfte demnach wohl kaum vorliegen.

*

Er ist jugendlich beinahe ein Individuum; Leumund hat er selbst gar keinen mehr und Religion löblich wie eine Plage, die struppellos kleine Vögel frißt.

*

Die Ursache der Leiche ist zweifelhaft. Da zwei Spaziergänger Hilfe geboten haben wollen, ist es nicht ausgeschlossen, daß es sich um einen Selbstmord handelt, und daß die Leiche um Hilfe gerufen hat, als ihr der Sprung ins Wasser leid geworden ist.

*

Der Beschuldigte ist seiner Bildung entsprechend ein dummer Mensch.

Was mancher nicht weiß.

Eine japanische Brant liefert die erhaltenen Hochzeitsgeschenke ihren Eltern ab, als eine kleine Entschädigung für die Mühe und Unkosten, die diese für ihre Erziehung gehabt haben.

Der gewöhnlichste Platz im Theater in China kostet nach unserem Gelde etwa vier Pfennige, die besten Plätze werden mit 12 Pfennigen bezahlt.

Eine Tonne Meerwasser aus dem Atlantischen Ozean enthält nach Verdunstung des Wassers 81 Pfund Salz. Eine Tonne aus dem Stillen Ozean 79 Pfund Salz, jedoch eine Tonne Wasser aus dem Toten Meere 187 Pfund.

Die Zähne des Nilpferdes geben ein vorzügliches Eisenbein, das nie gelb wird.

Es gibt Zeitungen, die nach Erreichung einer gewissen Anzahl von Abonnenten keine mehr annehmen, weil sie sonst Geld zuwenden müssen.

Die Italiener planten im Jahre 1870 den Bau eines neuen zweiten Rom, 15 Kilometer vom alten entfernt.

Weiteres.

Auskunft. Es war zur Zeit der Wiener Messe. Ein englischer Einkäufer trat auf einen unzweifelhaft bodenständigen Passanten zu und erkundigte sich nach dem Weg in die Jaurès-gasse. „Schorehgass'n, Schorehgass'n? Da müssen's gradaus geh'n, allweil gradaus, nachher is's die vierte Gass'n links!“ Der Engländer dankte und ging. Ich aber packte den Amateurfremdenführer beim Hochschöpel. „Mein Lieber, Sie haben den Herrn ja in die verkehrte Richtung geschickt; die Jaurès-gasse liegt gerade entgegengesetzt!“ — „Dös is' scho mögli!“ meinte mein Landsmann konjunkt, „ehrlig' sagt, i kenn die Gass'n überhaupt net! Aber, wissen's, dö Hauptfach is' doch, daß dö Zug'rastn ner am End' glaub'n, mir Bauer san a unhöfliche Menschenschlag!“

In der Schule. „Ich begreife nicht, wie ein einziger Mensch so viele Fehler machen kann“, stöhnte der Lehrer über Frisens Hausarbeit. „Es ist kein einziger Mensch“, entgegnete Fris' stolz, „Papa hat mir geholfen.“

Fischgespräch. Ben Johnson, der englische Dichter, war sein ganz seiner Mann. Einmal, bei Lady Windermere, schob er seinen Teller zurück und meinte: das sei doch eigentlich ein rechtes Schweinefutter. Lady Windermere entgegnete: „Dann darf ich Ihnen wohl noch eine Portion anbieten?“ Seitdem grüßten sich die beiden nicht mehr.

Äußerste Grenze. Nach der Silbersternkneipe sitzt der Fuchs mit dem Leibwächter ziemlich verblödet beim Frühschoppen. „Reißte, Fuchs“, sagt der Burich mit einem tieferen Seufzer nach langem Schweigen: „So darf das nicht weitergehen!“ — „Recht haste, Mensch“, sagt beistimmend der Fuchs, „aber noch mehr laufen kann ich nicht!“

Die Heimkehr. Der Pfarrer einer kleinen Landgemeinde war gestorben. Der schongeistige Kantor machte einen Anschlag an die Pfarrkirche: „Schwörden hat heute früh 10 Uhr die irdische Welt verlassen, um in den Himmel heimzukehren.“ — Einige Stunden später hing ein neuer Zettel darunter: „Schwörden nachts 2 Uhr im Himmel noch nicht eingetroffen. Sind sehr besorgt. Petrus.“

Entsetzungsur. „Ja, wissen Sie, gnädige Frau, vierzehn Tage lang nur tüchtig Salat und ein paar Äpfel und vormittags und nach-

mittags ein Glas Zitronenwasser. — Sie sollen mal sehen, wie großartig Ihnen diese Diät bekommt!“ — „Ja, jawohl, Herr Doktor, soll ich das nun vor oder nach den Mahlzeiten nehmen?“

Schach-Ede.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Scharoch Wenzel, Wistertshan bei Zepitz-Schönan.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

50. Fortsetzung.

Wichtigstes aus der Endspiellehre.

Turm gegen Bauern. Dieses Endspiel kommt seltener vor, als der Kampf der Dame gegen Bauern, da man bei Bauernumwandlung doch eine Dame wählt. Ein vom eigenen König gedeckter Bauer vermag gegen den Turm das Spiel remis zu halten (wenn der feindliche König entfernt ist), auch wenn er noch auf seinem ursprünglichen Felde steht.

Je weiter der Bauer vorrückt, desto leichter ist es ihm, Remis zu erreichen, vorausgesetzt daß der feindliche König entfernt ist, ja er kann manchmal auch gewinnen, beispielsweise in der Stellung dieses Bildes:

Bild 84.

Turm gegen einen Bauern.



Schwarz am Zuge gewinnt.

Schwarz gewinnt durch 1. . . d2, weil der Turm die erste Reihe nicht erreicht, zum Beispiel 2. Te5+ Kd6 3. Te8 Kd7! und gewinnt.

Stünden aber alle Steine um zwei Felder nach rechts, dann blieb das Spiel remis. Stellung: Weiß, Kh4; Th5, Schwarz, Kc6; Bf3, 1. f2 2. Tg5+ Kf6 3. Tg3! f1D 4. Tf3+! 5. Dxf3, Weiß ist patt.

Befindet sich der König der stärkoren Partei in der Nähe des noch nicht weit vorgerückten, von seinem König gedeckten Bauern, so gelingt es regelmäßig, dem Bauern zu erobern und so das Spiel zu gewinnen.

Gegen einen Bauern auf dem sechsten Feld, dessen König in seiner Nähe am Rande steht, nützt nicht ein Mattangriff (wie er bei der Dame erfolgreich ist), weil der Bauer in einen Springer mit Schachgebot verwandelt wird. Nur der Turmbauer verliert.

Bild 85.

Der Turmbauer verliert.



Weiß am Zuge gewinnt.

- 1. Kc4 a2 2. Kb3 a1St (a1D! 3. Te1 matt).
- 3. Kc3 Se2 (oder Ka2 Tb4 gewinnt).
- 4. Te2 Sa3 (auf Sa1 5. Th2 gewinnt).
- 5. Kb3 und gewinnt.

Fortsetzung folgt.